



# Ladys bitte durch die Seitentür

## *Kolonialmarotten im Hill Club*

»Wir empfehlen dringend, das Schild ›Ladys bitte nur durch den Seiteneingang‹ deutlicher aufzustellen.«

Diese Anregung, eigentlich eher eine Beschwerde, unterschrieben im Dezember 1928 fünf Mitglieder des feinen Hill Clubs, Pflanzler, Teekaufleute, Offiziere im Kolonialdienst, mithin distinguierte Herren. Sie hatten immer wieder feststellen müssen, dass Damen einfach so durch die Vordertür in die Lounge eindringen und manchmal sogar einen Fuß in die Men's Bar setzten.

Heute lebt man im Hill Club zu Nuwara Eliya, der »englischen« Kleinstadt im ceylonesischen Hochland, nicht mehr ganz so »strictly to the rules«. Zwar behaupten auch neue Reiseführer gern, man müsse vor Betreten der Herrenbar Frauen und Mäntel an der Garderobe abgeben, aber in Wirklichkeit dürfen Ladys and Gentlemen schon seit Jahren beide Tränken gleichzeitig und gleichermaßen betreten und benutzen: die eher langweilige Mixed Bar und eben die Men's Bar, in der sich auch ein Hemingway wohlgefühlt hätte. Ein ausgestopfter Leopardenkopf schaut dort dem Barkeeper über die Schulter.

Stephen Netto schenkt seit zwölf Jahren Whisky und Gin aus, ein Youngster im Vergleich zu den altgedienten *servants* im Club. Die Hälfte der über siebzig Mitarbeiter arbeitet hier schon seit Jahrzehnten.

Als sich um die Jahreswende 1876/1877 William Walker, Joseph Wickwar und Herbert Saunders einig waren, dass man doch fern der Heimat einen stilechten Club benötige, zur Pflege aller Bräuche des British Empire, hatte kurz zuvor der Kaffeepilz die Plantagen und damit viele Existenzen im Hochland vernichtet. Zur Erinnerung an die Zeit vor dem Tee heißt ein Versammlungsraum bis heute »Coffee Planters Club«. Vom weltweiten Renommee des Ceylon Tea und dem damit verbundenen Wirtschaftsaufschwung war die Kolonie noch weit entfernt. Man ging mehr oder weniger fröhlich auf die Jagd, genoss die frische Luft auf Wanderungen durch die Rhododendronwälder auf der Horton-Hochebene und ertränkte seinen Kummer in den Bars von Colombo. Weil aber dort, zum Beispiel im Colonial Club, über den später das Hotel Taj Samudra gestülpt wurde, die müden Ventilatoren die schwüle Hitze nicht verwehen konnten, zog man zwischen Mai und Oktober, so lange man es sich leisten konnte, in die »Stadt über den Wolken«. Das ist die Bedeutung von Nuwara Eliya, über zweitausend Meter hoch gelegen. Eine Kleinstadt wuchs heran, wie aus Kent oder Somerset in die Tropen verlegt, mit einem Postamt aus

roten Ziegeln, wo man bis heute farbenfrohe Briefmarken bekommt, der Hatton Bank, dem Grand Hotel, das seine Seele an die großen Reisegruppen verkauft hat, dem Vereinshaus am großen Golfplatz, dem fashionablen St. Andrew's, den Villen rund um die Pferderennbahn – alles viktorianisch, georgianisch, Tudor, vielfach auch von allem etwas. Und noch immer lebt Nurelia, wie schon die Engländer den Namen dieser Sommerfrische gern abkürzten, auf den ersten Blick vor sich hin wie in den Zeiten des Empires, nirgendwo so authentisch, so skurril wie im Hill Club.

*»Im Frühstücks-Beef von heute Morgen tummelten sich Maden ...«*

Das monierte am 23. April 1901 Vereinskamerad F. G. Savile. Der Clubsekretär war nicht amüsiert, redete sich aber im »Complaints Book« heraus: »Die Bedienung hatte Sie gewarnt ...« Keine Sorge, auch in kulinarischer Hinsicht haben sich die Zeiten geändert. Zwar beherrschen die britischen Klassiker nach wie vor die Menükarte: Das typische halb blutige Steak mit Kidney Pie wird oft angeboten. Manchmal aber, zu besonderen Anlässen, tischen zum Beispiel die Herren von der Chaîne des Rôtisseurs aus Colombo sogar Tournedos Rossini auf, nach einer spektakulären Hühnersuppe namens Doria und gefolgt von einer Eiskreation Montblanc ... ein Irish Coffee krönt so ein feines Essen.

Anlässe lassen sich leicht finden: der Geburtstag eines Vorstandsmitglieds, ein Feuerwerk an der Börse, ein gutes Geschäft bei der Teeauktion. Manchmal schaut auch H. E. President herein, Ihre Exzellenz, die Präsidentin. Der Besuch der Queen liegt hingegen länger zurück. 1954 ließ sie sich im Clubrestaurant Lamm mit Minzsauce schmecken, anschließend gab es Plumpudding, was sonst? Ein Silberbesteck war eigens für ihren Besuch angefertigt worden, mit eingraviertem Windsor-Wappen. Es liegt seither unbenutzt im Schrank, wird aber regelmäßig und ausgiebig geputzt.

Stilvoll geht es übrigens an jedem Abend zu, ob nun der Premierminister diniert oder eine Gruppe von Studiosus. Serviert wird von Kellnern alter Schule, dunkelhäutigen Herren in schwarzer Livree, mit langen weißen Handschuhen. Kerzenlicht sorgt für das entsprechende Ambiente, und der jeweilige Clubsekretär achtet streng darauf, dass die Herren Krawatte und Jackett tragen. Wer beides nicht dabei hat, muss jedoch nicht umkehren. Am Empfang darf man sich gratis etwas aussuchen: Fünfzig Schlipse liegen bereit, einer scheußlicher als der andere, und sechsunddreißig Jacketts, garantiert *old fashioned*.

*»Ich habe um halb elf eine Rikscha für elf Uhr bestellt. Aber die Kulis verweigerten die Fahrt, weil es regnete.«*

Das geschah am 11. Oktober 1903. Der Sekretär hakte die Beschwerde kurz ab: »Kulis bestraft ...!« Auch auf diesem Sektor sind die Sitten freundlicher geworden, aber nicht weniger umständlich. Wer zu viel Rot- oder Portwein getrunken hat und zu seinem Hotel gefahren werden möchte, muss sich ein Taxi rufen lassen – heute in aller Regel eine Motor-Rikscha, ein *tuk-tuk*, auch *threewheeler* genannt, weil das Chassis auf drei Rädern rollt. Manche *Threewheeler*-Chauffeure besitzen ein Handy. Ansonsten schickt Ringasam Aisamy, der in seinem langen Rezeptionistenleben schon alle Sorten von Gästen kommen und gehen hat sehen, einen *boy* nach der Rikscha.

Vor vierzig Jahren hat auch er so angefangen, als *boy*, als Wachmann, als *handyman*, wie sie hier die Tagelöhner nennen, denen keine Arbeit zu schmutzig ist. Jetzt ist Ringasam in Ehren ergraut, er ist der Herr über die Krawatten, über die Garderobe und über alle Geheimnisse, wie sie auf der ganzen Welt nur Barkeepern und Empfangschefs anvertraut werden.

»Die Lampen über dem Billardtisch brennen nicht oder flackern ständig.«

Darüber regten sich am 4. Mai 1894 gleich fünf Clubmitglieder auf. Kann heute nicht mehr passieren. Und wenn doch – »power cut«, Stromsperre, ist auf Sri Lanka nichts Ungewöhnliches –, schaltet Mariapam Awaday sofort den Generator ein. Auch Mariapam hat als Türwächter und Laufbursche angefangen, mit dreizehn Jahren. Das war 1965, im selben Jahr, als der Kollege Rezeptionist seine Karriere im Hill Club begann. Und wie der hat sich Mariapam nicht nur vom Hindu zum Christen gewandelt, er hat sich auch hochgearbeitet. Mister Awaday ist heute »maintenance officer«, Cheftechniker, Ober-Hausmeister.

Zwei Billardtische sind jeden Abend umlagert. Die Tafeln zum Anschreiben, die dunkel getäfelten Spielräume, alles stammt aus den glorreichen Zeiten, als hier nur wohlhabende Briten weißer Hautfarbe Zutritt hatten, vom einheimischen Personal einmal abgesehen. Heute schlafen in den sechsendreißig gemütlichen Zimmern, die zum Club gehören, auch Touristen aus aller Welt, aber nur, wenn kein »echtes« Mitglied dort wohnen möchte. Die Gäste von außerhalb werden, freie Kapazität vorausgesetzt, kurzerhand zu »temporary members« ernannt, meistens nur für eine Nacht. Dafür bekommen sie, wie alle, eine Wärmflasche zwischen die Daunendecken gelegt – es kann sehr kalt sein in Nurelia, bis an die Null-Grad-Grenze. Und in den beiden Suiten lässt Mariapam an solchen Tagen den Kamin anfeuern.

»Die Fliegen werden immer dreister. Wie kommen so viele auf einmal in den Club, sind sie Mitglieder?«

Das fragte im April 1956 ein Gordon Windus, wohl eher rhetorisch. Der Clubmanager blieb deswegen auch die Antwort schuldig. Heute jedenfalls stehen fünfhundert noble Herren (und ein Dutzend Damen, immer noch nur zögernd akzeptiert) auf der Mitgliederliste. Sie alle gehören zur gesellschaftlichen Elite des Landes, Großkaufleute, Richter, Künstler, fast das gesamte Kabinett. Auf dem Stuhl des Clubpräsidenten sitzt seit einer gefühlten Ewigkeit ein Mister Wickremasinghe, also ein Mitglied des Clans, der auch schon seit ewigen Zeiten Premierminister stellt (seit Januar 2015 ist es Ranil Wickremasinghe). Engländer sind übrigens nur noch eine Handvoll dabei, vorwiegend *old boys*, übrig geblieben wie das Inventar.

Einer von ihnen, er könnte Churchill auf der Bühne spielen, so ähnlich sieht er dem britischen Premier von einst, zieht sich jeden Nachmittag nach dem Lunch in die Bibliothek zurück. Er wirft, wenn er hereinkommt, stets einen Blick auf den *Times*-Atlas von 1922, als die Welt östlich von Suez noch weitgehend britisch war, greift sich seine Zeitung, gibt dem Rezeptionisten ein Zeichen und nickt dann langsam über dem *Daily Telegraph* ein. Der alte Ringasam stellt ihm lautlos seinen Whisky neben den dicken

Clubsessel und zieht sich ebenso leise zurück. Das macht er seit Jahrzehnten so. Die Wanduhr ist längst stehen geblieben, die Zeit auch.

# Im Schwitzkasten

## *Ayurveda: Der sanfte Boom*

Der Blick aus dem ersten Stock des kleinen Hotels wird von üppigem Grün gefesselt. Nicht einmal bis zum Meer reicht er, obwohl die sichelförmige Bucht, ein Traumstrand aus dem Bilderbuch der Tropen, nur fünfzig Meter entfernt ist. Zu eng hat sich das Dickicht der Palmen und Papayabäume, der Büsche und Blumen zwischen das Hotel und das Wasser geschoben: Bananen, Hibiskus, Frangipani, Bougainvillea, Orchideen, alles erst vor zwei, drei Jahren liebevoll angepflanzt und schon Monate später dschungelartig explodiert.

Schon einmal hatte Christl Koch, die österreichische Besitzerin dieser gepflegten *Ayurveda*-Anlage im Süden der Insel, sich hier einen Garten Eden geschaffen. Das war im Dezember 2004, wenige Tage bevor im Paradies die Hölle ausbrach. Der Tsunami, der am zweiten Weihnachtstag rund um den Indischen Ozean Hunderttausende tötete, spülte auch ihr neues Haus fort und, weitaus schlimmer, die Existenzgrundlage unzähliger Menschen an fast allen Küsten Sri Lankas. Christl Koch packte an, half, wie so viele aus dem Ausland, Schulen wieder aufzubauen und ein Waisenhaus zu errichten.

Schließlich eröffnete sie im Herbst 2006 ihr Austrian Ayurveda Resort. Aber dann schossen und bombten tamilische Rebellen und die Regierungstruppen diese traumhaft schöne Insel wieder alle paar Wochen in die Schlagzeilen der Weltpresse. Da nützte es wenig, dass der langjährige Bürgerkrieg, der schon einmal, nach dem Waffenstillstand von 2002, überwunden geglaubt war, vor allem im Norden und im Osten tobte. Die Touristen, vor allem aus Deutschland, strichen Sri Lanka weitgehend aus ihren Urlaubsplänen.

Diese Zeit ist längst überwunden. Das Resort der ebenso resoluten wie charmanten Wienerin hat sich längst einen Namen als kultivierte und seriöse *Ayurveda*-Einrichtung gemacht: Acht sehr gepflegte Komfortzimmer, zwei Standardräume, ein weitläufiger Garten, ein kleiner Pool, unterhalb vom Garten ein breiter, langer, naturbelassener Strand. In vielen Dankesbriefen an Christl Koch und ihre gute Seele vor Ort, den einheimischen Majordomus Sanath, ist oft vom Paradies die Rede, vom Smaragdgarten, von der kompetenten Betreuung durch den *Ayurveda*-Chefarzt und die Therapeuten, die drei weiblichen und drei männlichen Meister der sanften Hände.

Der Doc, wie er von den Patienten genannt wird, entstammt einer alteingesessenen Gelehrtenfamilie, in der die Weisheit vom Leben – so die wörtliche Übersetzung des Begriffs *ayurveda* – in der vierten Generation praktiziert wird. Die uralte Lehre aus Indien spricht allen Menschen drei haupt- und ursächliche Energie-Typen zu, *doshas* genannt. In